

13 Gastkommentar

Wer sind die Rezentsent_innen?

Gerhard Lauer

Rezensionen haben nicht eben einen guten Leumund, Online-Rezensionen noch viel weniger. Man muss nicht Lichtenbergs Ausfälle bemühen, um zu wissen, dass der Notwendigkeit von literatur-, kunst- und musikkritischen Besprechungen eine Abwertung als bloß sekundäre Tätigkeit gegenübersteht. Das Projekt dreht diese gängige Hierarchie um und fragt nach dem Nutzen gerade von Online-Rezensionen für die kulturelle Bildung. Ausgehend von der durch die Digitalisierung eingeleiteten Ausdifferenzierung der Funktionen im kritischen Betrieb liegt mit dem hier vorliegenden Band eine, wenn nicht die derzeit umfassendste Untersuchung zu Struktur und Funktion von Online-Rezensionen für den deutschsprachigen Raum vor.

Das gelingt dem Projekt in einem sehr anspruchsvollen, iterativen Forschungsdesign bestehend aus qualitativen und quantitativen Methoden und einer korpusbasierten Konzeptualisierung seines Forschungsgegenstandes. Jeder der einzelnen Ansätze des Forschungsdesigns ist methodologisch kritisch bis hinein ins Detail durchleuchtet (etwa der Anpassung von Stoppwortlisten für Topic Modeling oder Probleme des Overfittings etc.). Die detaillierte Diskussion möchte eine Verbesserung der Methoden für weitere, ähnliche Forschungszwecke anstoßen. Die korpusbasierte Konzeptualisierung der deutschsprachigen Rezensionsportale und -plattformen hat große, wie *Amazon*, und kleine, von Individuen betriebene, literatur- und kunstkritische Sites in der Absicht ausgewählt, eine für das Phänomen der Online-Rezensionen repräsentative Auswahl zu treffen, die für close- wie distant-reading-Ansätze zugänglich ist. Überzeugend wird dargelegt, warum der Gegenstand der Untersuchungen nicht Rezensionen in dem herkömmlichen Sinne sind, sondern – so die Wortneuprägung – rezensive Texte. Sie sind der Gegenstand dieser handlungstheoretisch angeleiteten Forschung, denn sie

entsprechen nicht der Orientierungs- und Auswahlfunktion herkömmlicher Literaturkritik, sondern betonen vielmehr die starke sozial-partizipative Positionierung der Rezensierenden. Die Ergebnisse adressieren Interessierte in Bildungsinstitutionen, in Verlagen und Betreiber von Portalen. Ohne Übertreibung darf man das Projekt als eine best practice verstehen.

Kommentieren kann daher nur im glücklichen Sinne einer Ergänzung und Verbesserung, das zunächst auf der allgemeinen Ebene der gewählten Rahmenkonzepte und dann auf der Ebene ihrer Modellierung. Die erste kritische Einlassung betrifft die Theorie und das Konzept der kulturellen Bildung. Bei aller Differenzierung fehlt ihm eine genauere Vorstellung, wie Lernen als grundlegender Bildungsprozess zu verstehen ist. Zwar wird zu Recht auf die Erfahrung von Selbstwirksamkeit, ästhetisches Sprechen und insgesamt auf das größere Konzept der Bildung abgehoben, aber das ist zu allgemein gehalten, um zu verstehen, wie das Abfassen von Online-Rezensionen tatsächliche Lerneffekte triggert und den Umgang mit Literatur und Kunst längerfristig verändert. Fragen danach, ob kulturelle Bildung durch den intensiven Umgang, durch einen größeren Wortschatz oder komplexere Syntax oder durch die Dichte der sozialen Beziehungen verbessert wird, geht das Projekt auf verschiedenen Ebenen an, etwa bei der Messung von Textkomplexität oder der Verwendung ästhetischer Begriffe bzw. Worte, aber es kann die Befunde nicht in ein Lern- und damit Bildungsmodell integrieren.

Die Ausdifferenzierung der Funktionen, Rollen und Institutionen, die die Digitalisierung der Rezensionen antreibt, wird zu Recht positiv gesehen. Gleichwohl gehen Ausdifferenzierungen mit systemischen Schließungen einher. Einige dieser Schließungen deutet das Projekt an, etwa dass viele der rezensiven Texte an Gleichgesinnte gerichtet sind. Betawriter in der Fanfictionszene sind funktional in diese Szene eingebunden und folgen deren jeweiliger Logik. Insgesamt führt denn auch die Möglichkeit in spezialisierten Portalen und Plattformen zu schreiben dazu, dass die digitale Vervielfältigung auch Seiten hat, die mit der Offenheit für neue Wege der kulturellen Bildung nur bedingt etwas zu tun haben bzw. diese einschränken könnten. Solche negativen Effekte werden zu wenig diskutiert.

Undeutlich bleibt, wer die Rezendentinnen und Rezendenten sind. Sie haben kein genaueres sozialpsychologisches Profil, ob es eher Jugendliche sind, Angehörige mit höherem sozioökonomischem Status oder auch Fans, die das Interesse an einem bestimmten kulturellen Feld eint, die aber sonst

wenig miteinander gemein haben. Hier hätte ich mir eine stärkere Einbeziehung der Medien- und Sozialpsychologie gewünscht. So bleibt undeutlich, ob das Schreiben rezensiver Texte der Erprobung von Identitäten unter Jugendlichen dient oder dem Versuch einer Professionalisierung, ob vieles fanpsychologisch verstanden werden muss oder ob ganz andere soziale Motivationen das Schreiben resensiver Texte anleiten. Das Projekt nutzt verschiedene dieser Erklärungsansätze, ohne einen zu privilegieren, aber auch ohne eine konturierte Vorstellung davon zu haben, wie etwa Fankultur und Jugendkultur zusammenhängen, wie sie sich aber auch unterscheiden lassen.

Der offene Bildungsbegriff, die Effekte der Schließung und die nicht ausformulierte sozialpsychologische Rahmung haben Folgen für die Modellierung der Untersuchung. Zum einen erstrecken sich Lernprozesse über die Zeit. Die Untersuchung zur Kommentardichte oder Netzwerkzentralität sind in diesem Projekt jedoch nur Momentaufnahmen, sodass das Projekt die Bildungsprozesse nicht nachverfolgen und damit auch nur bedingt analysieren und verstehen kann. Hier läge es nahe, Zeitreihen zu untersuchen. Notwendig wäre dazu auch, ein mindestens rudimentäres Wissen über Alter, sozioökonomischen Status u.ä. zu erheben, um die Beobachtungen einordnen zu können.

Zweitens folgt die Anlage des Projekts sehr bewusst einem Verständnis der partizipativen Kultur als Mitsprechen und Selbstermächtigung. Das ist gerade gegenüber der dominierenden kulturkritischen Deutung der rezensiven Texte als bloßes »Geschnatter« eine erfreuliche Perspektive auf die Vielfalt der Rezensionskultur. Wir wissen aber, dass die Foren höchst unterschiedliche Umgangsweisen pflegen, die Kommentare auch verletzend und Gruppenbildungen auch ausschließend sein können. Hier genauer in die sozialen Praktiken hineinzusehen, setzt eine Modellierung voraus, die etwa negative Kommentare oder exkludierende Gruppenprozesse in Netzwerken überhaupt sehen kann, statt der meritokratisch-liberalen Deutung der Gesellschaft und ihrer sich selbst ermächtigenden Subjekte zu einfach zu folgen. Hier hat die gewählte Modellierung noch einen blinden Fleck.

Und drittens versteht die im Projekt nur am Rande diskutierte sozialpsychologische Forschung die sprachlichen Äußerungen der Rezendentinnen und Rezessenten je nach Ansatz unterschiedlich. So vorbildlich im Projekt die ästhetische Sprache untersucht wird, was fehlt ist eine Unterscheidung in ästhetische und selbstbezügliche Wertungen, die nach der Relevanz im

Leben fragen, während andere rezensive Texte eher auf formale Eigenschaften von Literatur und Kunst eingehen. Wechseln die Schreiber und Schreiberrinnen zwischen verschiedenen Wertungsmustern, schreiben sie mal als Fan mit anderen Wertungen, mal als Betawriter, mal als Teil einer Gemeinschaft, die bestimmte Merkmale miteinander teilt? Wie metakognitiv befähigt sind die Autorinnen und Autoren, gerade wenn man der gut begründeten These folgt, dass metakognitive Befähigung einer der wichtigsten Bildungsprozesse im Umgang mit (digitalen) Medien ist? Ein solcher Ansatz würde die Funktion rezensiver Texte anders perspektivieren, ob sie auf Verbesserung des Schreibens, auf die Elaborierung der Urteilsfähigkeit oder auf Gemeinschaftsbildung abzielen. Genau das sind ja Bildungsprozesse, aber verschiedene.

Diese kritischen Anmerkungen zur Theorie und Modellierung des Projekts »rezensiv« sind freilich keine Einwände, sondern betonen nur die selbstgesetzten Grenzen des ansonsten ja so sachkundig angelegten Forschungsdesigns. Sie sind daher eine Einladung zur Fortsetzung.